

Bruno Jonas

Kaum zu glauben – und doch nicht wahr

Bruno Jonas

Kaum zu glauben – und
doch nicht wahr

Karl Blessing Verlag

Meinen Kindern Franziska und Michael

1. Auflage

Copyright © by Karl Blessing Verlag GmbH, München, 2005
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich unter Verwendung eines Fotos von
SV-Bilderdienst/Teutopress

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Dieses Buch wurde auf holz- und säurefreiem Papier gedruckt,
geliefert von Salzer Papier GmbH, St. Pölten.

Das Papier wurde aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestellt
und ist alterungsbeständig.

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 10: 3-89667-283-5

ISBN 13: 978-3-89667-283-4

www.blessing-verlag.de

Inhalt

Der Glaube an den Zweifel	7
Kaum zu glauben und doch nicht wahr	20
Der Glaube an die kortikale Entlastung	25
Der Glaube an das Selbstgespräch	34
Der Glaube an die Zensur	40
Der Glaube an die eigene Unfähigkeit	43
Der freie Wille	51
Der Glaube an die Wissenschaft	57
Der Glaube an die Volkswirtschaft	67
Steuerreform	72
Binnennachfrage	81
Der Glaube an das freie Spiel der Kräfte	84
Als ich als Sozi aufwachte	96
Schwindel	101
Armut ist legal	104
Armut hat Zukunft	105
Armut ist für alle	107
Eine Hiobsbotschaft	108
Das Vertrauen in die Jugend	111

Der Glaube an die Renten	123
Vom Zuviel und Zuwenig – Der Glaube an die Gerechtigkeit	126
Zutraulich	133
Wilde Tiere	140
Österliche Fragmente	142
Ausgerechnet London!	147
Der Glaube an gutnachbarliche Beziehungen	154
Der Glaube an Europa	159
Der kleine Glaube an die Vernunft	168
Nationalgefühle?	170
Der Glaube an die Toleranz	181
Der Glaube an den deutschen Besinnungsaufsatz	184
Der Glaube an die Partei	191
Der Glaube an die Geschichten	195
Der Glaube an die Angela	203
Der Geist von Otzenhausen	205
Konservativ?	211
Der Glaube an den Heiligen Geist	222
Gutmensch	237
Es ist ein Witz!	240
Philosophie am Morgen	261
Heimatstadt	267

Der Glaube an den Zweifel

Klaviermusik. Von oben? Oder von unten? In diesem Haus kann man nie sicher sein, woher die Musik kommt. Vermutlich von oben. Ich kenne das Stück nicht. Vielleicht eine Eigenkomposition von Andreas Rebers? Klingt nicht übel. Könnte eine Filmmusik sein.

In mir gewinnt die Vorstellung, ich könnte mich momentan in einem Film befinden, die Oberhand. Ich habe die Hauptrolle. Logisch: Eine andere Rolle kann ich mir in meinem Leben gar nicht vorstellen. Aber was ist das für ein Film? Es gibt so viele Handlungsstränge. Ein Vater/Tochter-Drama lässt sich nicht vermeiden. Die rot-grüne Regierung sorgt für Unterhaltung, ein Kardinal aus Bayern wird Papst, und ein Mädchen aus Brandenburg überschätzt sich. Es ist ziemlich was los. Langweilig ist er nicht, der Streifen. Damit ist die Chance relativ groß, dass es kein deutscher Film ist. Das Stimmungsbild allerdings verweist eindeutig auf einen deutschen Spielort.

Es ist trübe und grau draußen. Es regnet. Novemberwetter. Passt also in die Zeit, denn wir haben Mitte November. Gut. Wenigstens von dieser Seite ist kein Widerspruch zu erwarten. Das beruhigt. Im November hochsommerliche Temperaturen, das hatten wir auch schon einmal, allerdings nicht in München. Wo war das noch mal? Teneriffa? Oder doch eher irgendwo in Asien? Ich weiß es nicht. Ich sehe eine große Welle, die sich immer weiter aufbaut zu einer Riesenwelle und auf den Strand zu rauscht. Bin ich in einem Film von Roland Emmerich? Träume ich, oder habe ich so etwas Ähnliches im Fernsehen gesehen? Kann sein,

dass ich in meiner Erinnerung einiges nicht mehr auseinander halten kann.

Jetzt geht ein Mann im schwarzen Rollkragenpullover und einem ungeheuren Verantwortungsgesicht in einen Raum, in dem ein Krisenstab tagt. Der sieht aus wie Fischer, der Außenminister. Warum ist der so dick? Der war doch immer ausgemergelt. Irgendwas stimmt da nicht. Mit mir! Mit dem Außenminister ist alles in Ordnung. Hoffentlich. Ganz sicher kann ich mir da auch nicht sein, denn er schaut ein bisschen so aus, als würde es in seiner Umgebung schlecht riechen. Er sitzt jetzt an einem Tisch in einem Untersuchungsausschuss und sagt zwölf Stunden lang die Wahrheit. Er steht Rede und Antwort. Ich fange an mir Sorgen zu machen.

Es verschiebt sich so viel. Ich leide unter Verschiebungen. Warum sagt der Fischer die Wahrheit, so knapp vor einer Wahl? Dass die ersten Nikoläuse Ende August ins Regal wandern, daran habe ich mich gewöhnt. Und ebenso normal kommt es mir vor, dass die Osterhasen relativ schnell nach Weihnachten aufmarschieren, aber dass der Außenminister die Wahrheit sagt, daran kann ich mich nicht gewöhnen. Zwölf Stunden lang! Zwei Stunden Lüge sind kurzweiliger. Oder übertreibe ich jetzt? Egal, immer öfter passt die Zeit nicht zum Geschehen oder umgekehrt, die Inhalte passen nicht in die Zeit. Das sind die Momente, in denen ich Gefahr laufe, den Glauben an mich und meine Wahrnehmung zu verlieren, weil ich das Gefühl habe, alles läuft verkehrt.

Vielleicht liegt es auch daran, dass alles immer schneller läuft und dadurch das Gefühl entsteht, alles passiert immer auf einmal. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass die Prozessoren in den Computern immer schneller werden. Wenn es stimmt, dass wir nur so viel von der Welt behalten, wie wir uns merken können, dann könnte es sein, dass die immer schnellere Versorgung mit Daten unser Hirn überfordert, weil wir an der Peripherie nur suboptimal konfiguriert sind. Auf Deutsch, der Arbeitsspeicher in unserem Kopf ist zu klein, um die Quantität der verdateten Welt verarbeiten zu können. Wir schaffen uns!

»... ich sah vier Engel stehen an den vier Ecken der Erde, die hielten die vier Winde der Erde fest, damit kein Wind über die Erde blase noch über das Meer noch über irgendeinen Baum.«

Woher kommt das denn jetzt? Es stimmt etwas nicht mit mir. Seit einiger Zeit schon registriere ich dieses Phänomen. Es steigen Sätze und Bilder aus den Tiefen meines Unterbewusstseins nach oben in die Bewusstseinssebene und treiben dort still, manchmal auch laut, aber immer ziemlich auffällig herum und stören das Gesamtbild.

Keine Angst, es ist halb so wild. Ich habe das im Griff. Außerdem hatte ich mit LSD nie etwas am Hut. Aber Sie sollten sich darauf einstellen, dass es in diesem Buch immer mal wieder zu seltsamen Assoziationsketten kommt, in denen Engel mit Posaunen, verirrte Lämmer, Frauen mit Schlangen, Propheten in Walfischen und ausfahrende Dämonen eine wesentliche Rolle spielen.

Es kommt ganz einfach zu zeitlichen Verschiebungen. Geschichten meiner Vergangenheit schieben sich unaufhaltsam wie ein Gletscher in die Gegenwart. Und solange sich kein Gletscher aus der Zukunft, sozusagen von vorne, in mein Leben schiebt, will ich mich nicht beklagen.

Komisch, jetzt scheint die Sonne. Wie passt denn das jetzt in den November? Die Menschen sehen aus, als hätten wir Mai. Sie gehen kurzärmelig. Eine dunkelhaarige Frau hält eine Rede, vor ihr sitzen ernst dreinschauende Männer, der Bundeskanzler, der Bundespräsident, wichtig, ganz wichtig, wichtiger geht's gar nicht mehr. Sie hält einen Zahn hoch und einen gelben Judensterne. Was sagt sie? Sie möchte den Zahn und den Stern im Stelenfeld beisetzen. Sie habe das versprochen. Tatsächlich. Das gibt Ärger mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland. Die Eröffnung des Mahnmals für die ermordeten Juden Europas in Berlin war doch erst vor kurzem.

Von meinem Gefühl her befinde ich mich immer noch im November letzten Jahres. Ich muss wirklich höllisch aufpassen, die Abfolge der Zeiten zu beachten.

Ganz klar, es ist November, denn am Weißenburger Platz wird der Weihnachtsmarkt aufgebaut. Das ist ein wichtiger Orientierungspunkt im Ablauf meines Jahres, genauso wie das Oktoberfest, das Erntedankfest, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, dazwischen Aschermittwoch und der Starkbieranstich auf dem Nockherberg, der zumindest in Bayern ein ganz wichtiger Tag ist, mindestens so bedeutend wie der Tag der Auferstehung des Herrn.

Gott sei Dank haben wir das Kirchenjahr, mit dessen Hilfe wir der schnell fortlaufenden Zeit eine feste Struktur geben. Es beginnt mit dem Advent. Eine Wartezeit, habe ich gelernt. Die Christenheit erwartet die Ankunft des Herrn, des Messias! Dieses Jahr erwartet die Christenheit am zweiten Weihnachtsfeiertag ein Tsunami, aber da sie das noch nicht weiß, steht sie froh und munter am Glühweinstand und hofft auf weiße Weihnachten. Es regnet in Strömen. Es wird eine Welle der Nächstenliebe geben, die sich gewaschen hat. Rosi und ich haben auch gespendet. Aber das konnten wir zu diesem Zeitpunkt doch noch gar nicht wissen.

»Sieh, es wird der Herr sich nahen und mit ihm der heiligen Schar und ein Licht voll Herrlichkeit wird erstrahlen in Ewigkeit.« Eine Liedzeile. »Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!«

Sie belächeln mich, wenn ich mit meinem kleinen Weihrauchfass durch die Wohnung streife, um mit himmlischem Wohlgeruch die Dämonen in Schach zu halten. Wahrscheinlich gibt es keine.

Mein Freund Dr. Peter Vaitl, der Psychiater, erzählte mir, dass er hie und da mit einem Mann zu tun habe, der mit dem Teufel rede. Ich sagte, aha, das glaube ich sofort. Eines ist sicher, ich habe zurzeit keine Lust, mit dem Teufel zu reden. Und Weihrauch kann er überhaupt nicht vertragen, der Satan. Sollen sie ruhig über mich lachen. Ich steh da drüber. Kein Mensch hält mich davon ab, in den Raunächten zwischen Weihnachten und Heilig Drei König Weihrauch in alle Ecken des Hauses vom Dach bis zum Keller zu tragen. Und nicht zu knapp. Es darf schon ein bisschen mehr

sein. Ich gehe dabei sehr gewissenhaft vor. Wird nicht hinterfragt. Muss einfach sein! Punkt und Amen.

Ich habe diesen Brauch von der niederbayerischen Oma übernommen, die den geweihten Rauch auf einer Kohlenschaukel entzündete und alle Räume damit besuchte.

»Und ich sah einen Engel vom Himmel herabfahren, der hatte den Schlüssel zum Abgrund und eine große Kette in seiner Hand.«

Es klingelt an der Wohnungstür. Es wird doch nicht der Engel mit dem Schlüssel zum Abgrund sein? Ich öffne. Der Postbote fragt, ob ich ein Päckchen für die Nachbarn annehmen kann. Das kann ich. Ich bin froh, dass es nicht zwei Zeugen Jehovas sind, die mich in ein Bibelgespräch verwickeln wollen. Auf die muss man immer gefasst sein.

»Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan losgelassen werden aus seinem Gefängnis und wird ausziehen, zu verführen die Völker an den vier Enden der Erde, Gog und Magog, um sie zum Kampf zu versammeln, deren Zahl ist wie der Sand am Meer.«

Der Magog kann nur der Amerikaner sein, aber wer ist der Gog?

Wenn man als Kind katholisch zugerichtet wurde, hat man ein Leben lang etwas davon. Mein Gott, was haben sie mit uns alles gemacht. Angst haben sie uns gemacht, immer wieder Angst, vor dem Teufel vor allem. Der Teufel war hinter uns her beziehungsweise hinter unserer armen Seele, wobei uns kein Mensch erklären konnte, was die Seele ausmacht und wo sie sich befindet? Dafür haben sie uns genauestens beschrieben, wie er aussieht, der Teufel, der Luzifer, der gefallene Engel, der sein wollte wie Gott. Eine schaurige Geschichte war das schon. Wir haben es geglaubt, weil wir gläubig waren. Gutgläubig. Ich glaub, ich war vielleicht auch mal besser gläubig! Das Leben, das war lange Zeit klar, vollzog sich am besten gläubig.

Zweifel gab es zunächst überhaupt nicht und wenn, dann wurden sie ausgeräumt. Das Leben war katholisch strukturiert. Von morgens bis abends. Morgens verließ man fröhlich das Bett mit

einem »In Gott's Nam auf!« Abends ging man nie zu Bett, ohne ein Gebet gesprochen zu haben. Bevor das Brot angeschnitten wurde, machte die Großmutter drei kleine Kreuzzeichen auf den Laib. Die Großmutter lebte uns ihren katholischen Glauben vor. Unverkrampft und selbstverständlich, ohne Frömmerei und Bigotterie. Nichts davon war aufgesetzt, es war von klein auf eingeübte Praxis. Glauben war notwendig wie Essen und Trinken.

Sie war als ältestes von zwölf Kindern auf einem Bauernhof in Niederbayern aufgewachsen. Es gab für sie, wie sie uns erzählt hat, »ein Leben lang nur Arbeit, von der Früh bis auf d'Nacht. Sieben Tag die Woch! Und am Sonntag nach der Stallarbeit sind wir in die Kirch ganga«. Arbeiten und Beten.

Überhaupt war die Oma sehr stark, nicht nur im Glauben, auch im Erzählen von Geschichten. Und sie erzählte Furcht einflößende Glaubengeschichten. Ein junger Bursch sei einmal besoffen aus dem Wirtshaus auf den Friedhof gelaufen und habe mit Jesus gehadert. Geschimpft und geflucht habe er »wia da Leibhaftige, weil er mit seinem Leben nicht zufrieden war. Drum hat er gesoffen!« In seinem Suff habe er dem Herrgott mit einer Stange am großen Kruzifix mitten im Friedhof einen Arm abgeschlagen und sei »auf und davon« gelaufen. In der darauf folgenden Woche habe er bei der Arbeit einen Arm in die Häckselmaschine bekommen. So habe er einen ganzen Arm verloren.

Doch am schaurigsten waren die Geschichten vom Teufel. Eine weiß ich noch. Am Heiligen Abend hätten die Männer am Weiher draußen bis in die Abendstunden Eisstock geschossen. Und immer sei ein Stock zu viel im Spiel gewesen. Sie hätten ihn eins ums andere Mal ans Ufer geschoben, doch der Stock, der niemandem gehörte, sei immer wieder im Spiel gewesen. Die Oma machte eine große Pause, und wir schauten sie gespannt an, gleich würde sie das Geheimnis lüften, was es mit diesem seltsamen Eisstock für eine Bewandnis hatte. »Da Teifi« habe mitgespielt an jenem Heiligen Abend. Sie bekreuzigte sich und beendete ihre Er-

zählung mit einem frommen Ja. »Und jetzt legen wir uns nieder zum Schlafen.« An Schlafen war erst einmal nicht zu denken, wenn wir abends eine solche Geschichte erzählt bekommen haben.

Wir beteten ein »Vater unser« und mehrere »Gegrüßt seist du Maria«, um den Schauer in den Griff zu kriegen.

Als Katholik kenne ich meine biblischen Geschichten. Auch die Geschichte vom ungläubigen Thomas, den sie Zwilling nannten, der nicht bei ihnen war, als Jesus kam. Ich halte sie unter den vielen »Kaum zu glauben und doch nicht wahr«-Geschichten für die einzig wahre.

Der Herr, Jesus, ist den seinen erschienen, immer wieder, nachdem er am dritten Tage vom Tode wiederauferstanden war. Er gesellte sich zu ihnen und ging mit ihnen ein Stück des Weges nach Emmaus. Doch sie erkannten ihn nicht. Erst als er mit ihnen zu Tisch saß und das Brot brach, fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen, und sie erkannten, mit wem sie beisammen waren.

Sie berichten von diesem Erlebnis den anderen Jüngern, die sofort frohlocken ob dieser frohen Botschaft. Wenn ich auch glaube, dass unter ihnen einige waren, die ihre Zweifel hatten.

Nur einer ist zu diesem Zeitpunkt nicht unter ihnen, der es nicht glauben kann, Thomas, der Ungläubige, der Zweifler. Und den nimmt sich der Herr persönlich zur Brust. Er erscheint ihnen nochmal, und diesmal hat auch Thomas Gelegenheit, seine Zweifel zu überwinden. Er darf seine Finger in die Wundmale des Herrn legen, um endlich glauben zu können. Da wir nichts verfälschen wollen, lesen wir die Geschichte vom Thomas im Original des Evangelisten Johannes nach.

»Da sagten die anderen Jünger zu ihm: wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben.«

Hallo, da hat einer nicht nur eine klare Vorstellung von einem handfesten Beweis, sondern stellt eindeutige Bedingungen fürs Glaubenkönnen. Thomas reicht es nicht, den Herrn zu sehen, er

kann erst glauben, wenn er ihn berühren darf und zwar an den markanten Wundstellen. Vielleicht hält er farbliche Manipulationen in Verbindung mit maskentechnischen Präparierungen der Hautoberfläche für möglich. Was nicht verwundern würde bei einem Mann, der so undurchschaubare Tricks draufhatte wie beispielsweise die wunderbare Brotvermehrung oder die Verwandlung von Wasser in Wein bei einer Hochzeit in Kanaan. Ganz zu schweigen von seinen medizinischen Kräften als Heiler von Kranken und Verstorbenen.

Thomas fordert also für sich als potentiellen Gläubigen die gesicherte Wahrnehmung. Er kann nur glauben, sagt er, wenn er weiß, was er sieht.

Was schon problematisch ist, weil er auch an Dinge glaubt, die er nicht sieht, zu Beispiel an seinen Verstand, den er grade sehr überzeugend eingesetzt hat, um seine Zweifel an der Auferstehung seines Herrn zu artikulieren.

Thomas glaubt also auch, was er nicht sieht, nämlich an sich als erkennendes Subjekt. Jetzt muss ich gut auf mich aufpassen, sonst halt ich gleich ein Referat zur Erkenntnistheorie! Ich sehe mich schon in einem Seminarraum der philosophischen Fakultät an der Münchner Universität sitzen. Robert Spaemann redet. Diese assoziative Verschiebung wollen wir jetzt lieber nicht zulassen. Trotzdem: Selbst auf die Gefahr hin, als spitzfindig oder gar sophisticated zu gelten, möchte ich doch behaupten, dass Thomas glaubt, seine Wahrnehmung könne ihn nicht täuschen. Die Bedingungen für sein Wahrnehmungsvermögen stellt er auch nicht in Frage. Sich selber, sein Ich, als erkennendes Subjekt, (gib nicht so an, Jonas!) hält er für gesichert. Da hinterfragt er überhaupt nichts. Daher können wir sagen: Er glaubt an sich.

Mein Gott, kann ich klug daherreden. Ich kann es einfach nicht lassen. Was diese paar Semester Philosophie doch alles angerichtet haben im meinem Kopf.

Wir halten fest, dass sich unser Thomas jeden Tag sieht und auch zu jeder Zeit berühren kann, wann immer er Lust dazu hat.

Der Zweifler hat also in sich selber schon mal einen Anker, den er in die Tiefe senken kann, und wenn das Meer seiner Unkenntnis an der Stelle nicht allzu tief ist, findet er auch einen Grund. Das gibt schon mal eine Sicherheit, wenn auch nur eine relativ schwache.

Acht Tage später waren die Jungs, pardon, die Jünger abermals drinnen versammelt, und diesmal war der Thomas auch dabei. Die Türen sind verschlossen, doch Jesus kommt, wie könnte es anders sein, trotzdem rein und wendet sich sofort an Thomas.

Sieht so aus, als wäre er nur seinetwegen vorbeigekommen. Dieser Zweifler war ihm also sehr wichtig. Jesus fordert Thomas mit fast den gleichen Worten auf, zu tun, was er tun muss, um glauben zu können. In der Geschichte wird nicht erzählt, ob er es tatsächlich getan hat. Es bleibt offen. Es steht geschrieben: »Thomas antwortete und sprach zu ihm. Mein Herr und mein Gott.« Ich vermute mal, dass er die Wundmale des Herrn nicht berührt hat, weil ihn am Ende der Mut verlassen hat. Jesus spricht zu ihm:

»Weil du mich gesehen hast, Thomas, darum glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.«

Das hört sich an wie eine eindeutige Absage ans Fernsehen. Wer Fernseher ist, muss glauben, was er sieht. Zweifler haben es heutzutage schwer. Wir kriegen alles zu sehen. Es gibt nichts, glaube ich, was wir noch nicht zu sehen bekommen haben. Wenn etwas zu sehen ist, hält einer eine Kamera drauf. Die intimsten Dinge unseres Lebens wurden schon festgehalten im Bild. Drum glauben heutzutage alle, was sie sehen. Aber nicht alle können glauben, was sie sehen. Damit wir aber glauben können, was wir sehen, brauchen wir Menschen, die uns sagen, was wir sehen. Drum postieren die Sender »ihre Leute« vor Ort, Reporter, Kommentatoren, Experten, die berichten, analysieren und Stimmungen einfangen, damit wir verstehen, was wir sehen.

Siegfried Gottlieb, der Chefredakteur des Bayerischen Fernsehens, war nach Rom gereist, um den Daheimgebliebenen, den Zuschauern die Zeichen der Zeit zu deuten. Die Kamera zeigte

den mit Gläubigen angefüllten Petersplatz, und Gottlieb sagte: »Wir sehen den Petersplatz.« Und tatsächlich sehen wir den Petersplatz. Schnitt. Eine andere Kamera zeigt den Petersdom mit der Kuppel. Gottlieb erklärt uns: »Jetzt sehen wir den Petersdom.« Und wirklich, wir sehen den Petersdom. Ist das nicht Wahnsinn? Wir können es nicht glauben. Damit wir glauben können, was wir sehen, brauchen wir einen, der uns sagt, was wir sehen. Und steht nicht geschrieben in der Apokalypse des Johannes: »Wahrlich, wahrlich ich sage Euch, es wird einer kommen, der Euch sagt, was ihr seht.« Aber kaum glauben kann ich, dass es der Siegmund Gottlieb sein soll. Was ist denn da in den Herrn gefahren?

Andreas ist auf das Akkordeon umgestiegen und spielt nun Märsche der Roten Armee. »Die lassen sich gut spielen!« Hat er mir einmal gestanden. Und gerade jetzt passen sie auch zu meinen Überlegungen. Mir fällt ein, dass Stalin einmal gefragt haben soll, wie viele Armeen der Papst habe. Der alte Militarist! Der Vatikan hat zwar nur ein paar Schweizergardisten unter Waffen, mit denen sich kaum ein Krieg gegen wen auch immer führen ließe, der Papst allerdings ist nicht ungefährlich. Man sollte ihn besser nicht unterschätzen in seiner Macht. Der polnische Papst Karol Wojtyla hat ganz ohne Soldaten in Polen die Kommunisten besiegt. Gott hab ihn selig. Er soll jetzt ganz schnell heilig gesprochen werden, denn er soll auch Wunder bewirkt haben. Zweifel sind da durchaus angebracht. Das Seligsprechungskommando ist bereits zur Prüfung angetreten. Sein Nachfolger hat das Verfahren beschleunigt.

Hoffentlich können sie alle Zweifel entkräften und Johannes Paul subito heilig sprechen. Wenn man den Gläubigen damit helfen kann, dann sollte man es tun.

Mein Gott, wäre das schön, wenn er wirklich Wunder vollbringen könnte, und noch schöner wäre, wenn er von oben weiter zur allgemeinen Verwunderung beitragen würde.

Was mich wenig wundert ist, dass der Papst Johannes Paul II. so einen großen Zulauf hatte. Die Menschen seien ihm so zahlreich gefolgt, weil er eben ein wahrer Menschenfischer gewesen

sei. War er ein Verführer? Aber warum lässt man sich fischen, warum beißt er an, der Mensch, welchen Köder hält er uns hin, wo zieht er sie raus, die Menschen, aus welchem Gewässer holt er sie sich? Was ist der Mensch? Eine uralte Frage.

Ein anderer Papst, dem auch die Jugend folgt, weiß es:

»Momentan ist richtig,
momentan ist gut,
nichts ist wirklich wichtig,
nach der Ebbe kommt die Flut,
am Strand des Lebens
ohne Grund,
ohne Verstand
ist nichts vergebens.«

Das Firmament hat geöffnet!

»Der Mensch ist Mensch,
weil er liebt und lacht,
der Mensch ist Mensch,
weil er vergisst, weil er verdrängt.«

So steht es geschrieben im Buch Groenemeyer.

Tja, da kann man verstehen, warum die Jugend eine tiefe Sinnkrise durchlebt.

Ich sehe einen Religionswissenschaftler, im Fernsehen, wo sonst, einen Theologen, der Auskunft gibt: Eugen Biser.

»Die Menschen haben eine tiefe Sehnsucht nach innerer Erhebung, nach Spiritualität und religiöser Erfahrung.«

Ja, ich nicke. Es wachse das Bedürfnis nach Sinn, angesichts einer immer kälter werdenden Welt. Ich weiß nicht wo, aber ich bilde mir ein, ich habe das schon mal irgendwo gehört. Vielleicht sogar gelesen, bei Friedrich Schorlemmer, der so glaube ich, schon heilig gesprochen wurde. In diesem Punkt kann ich mich aber auch irren.

»Der Mensch ist Mensch, weil er irrt, weil er singt,
der Mensch ist Mensch, weil er's zu nichts bringt!«

Der Glaube sei zu sehr vergegenständlicht worden, sagt der Theologieprofessor, und er meint damit, es ist zu viel darüber geredet worden, anstatt zu tun, was man predigt? Darf ich ihn in dieser Richtung verstehen? Viele Menschen leiden unter ihrer Fähigkeit, nichts zu verstehen.

»Der Glaube, der nach außen gerichtet ist, sucht nach einem Gegenpol in der seelischen Tiefenerfahrung.«

Aha, der Sinn liegt also in der Tiefe. Es kam zu einer Sinnablenkung. Sinnablagerungen in der Seele wollen geschürft und gehoben werden.

Der Mensch ist Mensch,
weil er sucht und sinnt,
Der Mensch ist Mensch,
weil er sehnt und spinnt.

Und da setzt der Papst an. Aber er ist ja nicht allein, am Sinn arbeiten viele, die berufen sind. Den Rohstoff Sinn bearbeiten nicht nur Katholiken, Lutheraner, Muslime, Hindus, um nur die größten Anbieter zu nennen. Auch kleinere Sinnangebote sind auf dem Markt. Und manche haben inzwischen sogar den staatlich anerkannten Status einer Kirche erlangt wie die Zeugen Jehovas. Kaum zu glauben!

Es gibt auch viele Menschen, die sich im religiösen Hobbykeller auf eigene Faust ihren Sinn zusammenbasteln.

Aber auffällig ist schon, dass katholische Sinnangebote von der Jugend bevorzugt angenommen werden. Gilt nicht gerade der Papst als besonders reaktionär in seinen Lehren. Was finden die jungen Leute dann bei ihm? Können wir das verstehen?

Vielleicht folgen sie ihm gerade deshalb, weil er einer ist, der eindeutig nein sagt. Auch wenn ihnen das Nein nicht gefällt, finden sie es trotzdem »geil«, dass da einer wirklich laut nein sagt und damit eine klare Grenze steckt. Die Jugend will klare Ansagen von einer unangefochtenen Autorität. Sie haben die Schnauze voll vom grenzenlosen Verstehen. Der Nachfolger Papst Benedikt XVI.

beklagt die »Diktatur des Relativismus«, die nichts als endgültig anerkennt. Die Kirche hingegen stellt sich dagegen mit einem klaren Glauben. Freilich haben viele keine Lust mehr, sich mit komplizierten Zusammenhängen zu befassen. Die Welt ist voller Erklärungen. Immer steht einer rum und klärt auf, über Hintergründe, in der Wissenschaft, in der Politik, in der Wirtschaft, in der Gesellschaft, mein Gott, viele wissen nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht, weil ihnen immer einer mitten ins Gesicht hinein etwas erklärt, zum Sozialstaat, zu Hartz IV, zum Arbeitsmarkt, zur Klimaerwärmung, zum Feinstaub, zur Antidiskriminierungsrichtlinie, zur Rente, zur Gesundheit, zur Bevölkerungsentwicklung, zur Demographie und was weiß ich noch alles.

Und angeblich gibt das alles zusammen einen Sinn! Aber welchen?

Da leg ich doch gleich noch mal Herbert auf, damit auch einmal Musik von unten nach oben zu Rebers gelangt. Sonst ist das zu einseitig.

»Es tut gleichmäßig weh,
es ist Sonnenzeit,
ohne Plan, ohne Geleit.«

Es hat keinen Sinn,
ich steck mitten drin,
der Mensch ist Mensch,
weil er lacht, weil er lebt,
der Mensch ist Mensch,
wenn er in die Kirche geht,
wo vorne einer steht, der alles versteht
und erklärt, warum die Welt sich dreht.

Vielleicht nimmt der Mensch auch mal ein Buch zur Hand, in dem Joseph Kardinal Ratzinger, inzwischen Heiliger Vater, vom Sinn des Lebens erzählt.

»Wenn in der Welt nicht schon Sinn läge, dann könnten wir auch keinen machen!«

Er will damit sagen: Am Anfang war der Sinn. Und erst danach kam der Mensch, in den Sinn, der ihn trägt.

»Das was die Kirche sagt, dass nämlich der Sinn nicht von uns gemacht, sondern von Gott gegeben wird, ist in dieser Weise zu verstehen: Sinn ist etwas, was uns trägt, was uns voraus- und über unsere eigenen Gedanken und Entdeckungen hinausgeht.«

Der göttliche Sinn geht also über uns hinaus. Aha. Den Sinn des Sinns können wir demnach nicht verstehen. Der Mensch versucht also zu verstehen, was er nicht verstehen kann, und deshalb fährt er mit dem Glauben an den Sinnggeber Gott besser. Ich glaube, ich hab es es verstanden.

Das Allerheiligste wird ausgesetzt. Schon wieder eine Verschiebung. Das liegt Jahre zurück. Der Pfarrer holt eingehüllt in einen goldbestickten Rauchmantel und umgeben von Weihrauchwolken die Monstranz mit der Hostie aus dem Tabernakel und schreitet würdig und demütig zum Altar, um sie dort abzusetzen. Wir knien nieder und singen:

Tantum ergo sacramentum veneremur cernui
Et antiquum documentum novo cedat ritui
Praestet fides supplementum sensuum defectui

Lasst uns tief gebeugt verehren ein so großes Sakrament
Dieser Bund wird ewig wahren und der alte hat ein End
Unser Glaube soll uns lehren was das Auge nicht erkennt.

Kaum zu glauben und doch nicht wahr

Es ist so still. Ein wenig Bach von oben täte gut. Doch nichts tut sich. Das musikalische Programm hat heute noch nicht begonnen. Vielleicht fällt es heute auch aus, weil Andreas unterwegs ist. Aber

seine Tochter Klara könnte doch mal in die Tasten greifen. »La musique d'Amélie« spielt sie schon sehr ausdrucksvoll. Ich könnte jetzt allerdings eher »Also sprach Zarathustra« vertragen. Es tun sich nämlich große Dinge in meinem Leben, die eine angemessene musikalische Rahmung fordern.

Als ich zu Hause ankündige, ich würde wieder ein Buch schreiben, ernte ich Kopfschütteln, Seufzen und mitleidiges Lächeln. Mei Jonas, sagt meine Frau Rosi. Mehr nicht. Das reicht, um mir klar zu machen, dass ich wieder mal dabei bin, mich zu verzetteln. Sie hat ja Recht. Es ist wirklich nicht wenig, was ich so treibe mit meiner Zeit. Ich schreibe eine wöchentliche Glosse für das Radio, den Rosstäuscher, ich erstelle mit Richling und Schramm eine regelmäßige Live-Sendung für die ARD, den »Scheibenwischer«, und ich spiele einige Termine mit meinem Kabarettprogramm auf den Bühnen dieser Republik. Im Frühjahr zum Beginn der Starkbierzeit schlüpfte ich in die Mönchskutte des Bruder Barnabas und derblecke die Großkopferten. Schließlich kommen noch andere unvorhersehbare Termine dazu, im Fernsehen, im Radio, im Theater, und auf einmal ist das Jahr komplett verplant, und ich verstehe nicht, wie das passieren konnte.

»Ich verzettelte mich schon nicht«, sage ich wenig überzeugend.
Mei Jonas!

Klaviermusik tönt gedämpft von oben durch die Decke in unsere Wohnräume. Na endlich! Andreas ist doch zu Hause. Kollege Rebers spielt am Flügel von Johann Sebastian Bach die Invention in C-Dur. Ich liebe dieses Stück, habe aber das Gefühl, dass diese Komposition grade nicht zur Stimmung passt. Ich überlege, ob ich ihn anrufen soll, um ihn zu bitten, etwas anders zu spielen. Mir ist eher nach Ravels »Bolero«, das immer wiederkehrende Motiv, das meine kontinuierlichen Verstrickungen ins laufende Leben musikalisch konterkariert.

Ich bin Andreas und seinen begabten Kindern dankbar, dass sie die musikalische Umrahmung unseres Lebens übernommen haben. Mit Musik geht alles leichter. Und sie gestalten das musi-

kalische Begleitprogramm wirklich abwechslungsreich. Sie überraschen uns immer wieder mit neuen Klängen. Von Klassik über Jazz bis zur internationalen Volksmusik haben sie alles im Repertoire.

Der Bach klingt mit einem Triller aus. Die sich anschließende Fuge will er uns einfach nicht zu Gehör bringen. Muss ihn fragen, was dafür der Grund ist?

Meine Frau weiß aus Erfahrung, was es bedeutet, wenn ich ein Buch schreibe. Mitleidenschaft! Sie darf nicht nur teilnehmen an meinen Stimmungen, sie darf mitleiden, wenn ich in einem Anfall von Verzweiflung alles hinschmeißen möchte und schwöre, nie wieder ein Buch zu schreiben.

Es gibt die nächsten Wochen und Monate nur noch ein Thema, nämlich das Buch. Kaum zu glauben, und doch nicht wahr. Zu allen Tages- und Nachtzeiten muss meine Familie damit rechnen, mit mir über meine Schreibprozesse reden zu müssen.

Sie kennen die verschiedenen, sich abwechselnden Seelenzustände, die ich durchlebe, wenn ich an einem Buch werkle. Vom himmelhoch jauchzenden Jonas bis zum Tode Betrübten ist alles drin. Einmal ist alles, was ich zu Papier bringe, großartig, brillant und nobelpreisverdächtig, und ein andermal Käse, Mist und Bullshit.

Und nicht nur ich, alle Menschen in meinem näheren und weiteren Umfeld werden in Mitleidenschaft gezogen. Daher dieses »mei Jonas«. Mehr braucht es nicht, um mir mitzuteilen, dass ich offensichtlich nicht gescheiter werde.

Vielleicht hängt das auch damit zusammen, dass ich nach dem letzten Buch etwas zu laut ausgerufen habe, ich würde nie wieder ein Buch schreiben, was mir ehrlich gesagt damals schon etwas seltsam vorkam. Und zwar noch während ich mir vollmundig versprochen hatte, es zukünftig sein zu lassen, habe ich es wohl selbst nicht glauben können, was mich aber nicht daran hinderte, es lauthals zu offenbaren. Ich glaube mich zu erinnern, mich dabei selber erstaunt betrachtet zu haben. Ich sah mich vor mir stehen,



Bruno Jonas

Kaum zu glauben - und doch nicht wahr

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-283-4

Blessing

Erscheinungstermin: September 2005

»Fängt man erst einmal an zu zweifeln, landet man in Teufels Küche!«

Bruno Jonas, ein quer und um die Ecke denkender Kabarettist, widmet sich einem Ur-Thema der Menschheit: dem Glauben. Dem Glauben an sich, an die Redlichkeit der Politiker, an die Macht der Liebe, an Hartz IV, an die Schönheit, wichtiger: an den Schönheitschirurgen, ans Nichts. Jeder Mensch glaubt, auch jener, der an nichts glaubt. Er glaubt nämlich an das Nichts. Das alles führt Jonas stringent aus, aber ob wir ihm glauben müssen, sei dahingestellt.

In seinem neuen Buch widmet Bruno Jonas sich einem der großen Themen der Menschheit, dem Glauben. Und gewinnt ihm neue Aspekte ab, bietet überraschende Erkenntnisse und dringt tief ein in eine schwer fassliche Materie.

Der Autor über sein Buch: »Zu Beginn wird die Frage stehen: Kann ich mir vertrauen? Und die Antwort wird lauten: nein. Doch diesem beinahe nihilistisch anmutenden NEIN wird sich ein starker Glaube entgegenstellen, der Glaube an das große JA. Wenn ich gutgläubig bin, und davon gehe ich aus, dann glaube ich erst mal alles, was man mir sagt, habe ich immer an alles geglaubt, was mir von klein auf eingetrichtert wurde – an Osterhase und Nikolaus, ans Christkind sowieso. In religiöser Hinsicht fährt man ohnehin besser, wenn man alles glaubt. Fängt man erst einmal an zu zweifeln, landet man gewöhnlich in Teufels Küche. Und damit kommt man notgedrungen im Zentrum des Glaubens an, beim Bösen, beim Glauben an den Teufel, an George W. Bush oder Osama bin Laden.

Für jeden kommt die Zeit, in der es schwer fällt, alles glauben zu können, aber leichter fällt einem das Leben, wenn man bedingungslos glaubt. Das bringt mich zur grundlegenden Frage: Unter welchen Bedingungen bin ich bereit zu glauben? Der Glaube ist nicht aus der Welt zu schaffen. Überall wird geglaubt, nicht nur im religiösen Bereich, auch in den exakten Naturwissenschaften. Das Universum dehnt sich aus und krümmt sich, in geschlossenen Räumen nimmt das Chaos mit steigenden Temperaturen zu, und Parallelen schneiden sich im Unendlichen. Mag alles sein. Wir müssen es glauben.«



[Der Titel im Katalog](#)